

Wandern

Autor(en): **Eschamnn, Ernst**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **37 (1933-1934)**

Heft 19

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-672133>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Wandern.

Von Ernst Eschmann.

Es gibt viel schöne Dinge in der Welt: ein freundliches Auge, ein Gedicht, ein Sieg über sich selbst, ein blühender Apfelbaum, eine Sinfonie, ein Gewitter; aber zuzeiten kommt es mir vor, es gebe nichts Herrlicheres als das Wandern, wohin die Ferne winkt. Zuerst berührt mich die süße Qual der Vorfreude: welches Dorf, welcher Hügel, welcher Berggrücken, welcher Ewigschneegipfel wird den Sieg davontragen? Denn genau genommen: ein jedes Ziel ist ein Wunder, und der Weg dahin ein Fahren ins Wunderland. Es kommt nur darauf an, wie die Gegend ihre Reize zur Schau trägt. Vielfach ist es ein wirkliches Zur-Schau-tragen, etwa, wenn die Gletscher vom blauen Himmel herunter ihre weißen Flaggen aushängen, wenn ein Wildbach zwischen grünem Gesträuch über die Felsen stäubt, wenn sich ein Bergsee in die Alpenrosen eines Hochtales zwingt oder wenn Gipfel an Gipfel und Zahn an Zahn sich reihen und unversehens tausend Meter in die Tiefe stürzen. Das sind Schaustellungen einer heroischen Landschaft. Die Großzahl der Menschen strömt ihnen zu, denn sie sind alle mehr oder weniger ihrem Bann erlegen. Es lohnt sich sogar, ihretwegen Amerika mit Europa zu vertauschen und wochenlang auf dem Meere zu schwimmen.

Und doch habe ich schon oft die schlichten Schönheiten einer unscheinbaren Landschaft, ihre zarten Töne den Fanfaren des Hochgebirges vorgezogen. Denn ihre Feinheit liegt in Heimlichkeiten, in einem bescheidenen Lächeln, hinter dem ungeahnte Reichtümer verborgen liegen. Wer sie zu heben sucht, erntet überraschenden Gewinn, wie bei Menschen, die man fast gewaltsam an die Sonne holen muß, damit sie ihre scheu gehüteten Schätze ausbreiten, während andere mit lauter Stimme an den Markt stehen und mit allen Glocken nachhelfen, daß die Welt nicht gleichgültig an ihnen vorübergeht.

Hast du es auch schon erlebt? Je freudiger und erwartungsvoller du ausziehst, um so freudiger fliegt dir die Welt entgegen. Jedes Sträßlein winkt: ich zeige dir verschwiegene Winkel! Der Wald ruft dich in seine dunkle Schattenhalle, und bist du dort, spielen hundert Sonnenstrahlchen mit dir und tanzen dir auf Gesicht und Rücken, ganz aus Übermut, weil's so ein schöner Herrgottentag ist. Der Bach plaudert dich

an: darf ich dir nicht ein Bad rüsten? Ganze Wiesen jubeln dir entgegen: pflücke uns! und jedes Halmchen am Wege sagt dir seinen Gruß.

So komm ich mir vor, als ob ich selbst der Schöpfer wäre, und die Schöpfung wollte mir danken, daß sie sein darf. Und da sollte ich nicht zugreifen! Da sollte ich nicht mit pochendem Herzen in die Runde nicken: habe Geduld, du glihrender Weiher, ich komme! Und auch zu dir komme ich, du blauer Hügel in der Ferne, du gelber Blumenhang, und zu dir, du Kirchturm, der du mir stundenweit entgegenläutest. Sie laden mich alle ein, alle.

Und dann die vielen stummen Begleiter, die ich mit habe, wenn auch kein Tritt neben mir huscht. Da ist die Sonne, die schon vor mir aufgestanden ist und nun Eile hat mich einzuholen. Gegen Mittag triumphiert sie über meinem Scheitel und zeigt mir im Verlaufe des Abends, wo ich eine festliche Ruhestatt finde. Und habe ich nach ihrem Niedergang noch nicht genug, übergibt sie mich in die getreue Obhut des Mondes und aller Sterne.

Zu meinen liebsten Begleitern aber zähle ich die Wolken. Was die für drollige Launen haben! Was die mir für Geschichten erzählen! Was das für unermüdlige Verwandlungskünstler sind! Da marschieren sie über mir auf in langen Kolonnen, öffnen ihre Reihen und schließen sie, ziehen rosige Gewänder an, hüllen sich in dunkle Mäntel, lachen und drohen, wie's ihnen gerade einfällt. Mit der Sonne spielen sie Verstecken, binden ihre Strahlen zu goldenen Bündeln und schicken sie so auf die Erde, dort hinunter auf jenes Ahrenfeld, handkehrum über den See, und eh ich mich recht umgewendet habe, zielen sie hinter jenen fernen Hügelzug. Wer sind sie eigentlich, diese lustigen und lustigen Begleiter? Sind es die funkelnden Flügel eines Wundervogels, der den Kopf in die Federn versteckt hat? Sind es die zersprengten Horden eines verzückten Heeres, das einen himmlischen Kreuzzug im Schilde führt? Nein doch! Just vereinigen sie sich zu einem leuchtenden Riesenfabelwesen, ein Wundervogel steuert seine Flügel bei, ein Walfisch befreit sich von seinen Flossen, ein Elefant schwingt seinen Rüssel, und unversehens türmt sich diese ganze himmlische Menagerie zu einem unerhörten Gebirge zusammen, das uns die blaue Ewigkeit zumauert. Auf

der Erde aber wandert sein furchtbarer Schatten mit, in unheimlichen Verzerrungen, als Karikatur großen Stils, ständig sich zerstörend und ständig sich bauend.

Aber auch jenes feine Silberwölklein ist mein Freund, das nur wie ein schimmernder Hauch zwischen Erde und Himmel schwebt. Wie ein zartes Kinderseelchen mutet es mich an, das in seiner Unschuld nicht zu entscheiden wagt, ob es der Erde oder dem Himmel angehören soll. Halt, nun hat es sich doch entschieden: es ist in den blauen Himmel eingegangen.

Und wie ich so weiter wandere, packt mich die beredte Stille der Einsamkeit. Weit und breit kein Haus, kein Mensch! Da meldet sich ein Vogel, ein Sauchzer irgendwo in der Ferne, eine Uhr schlägt an hinterm Walde und erinnert mich daran, daß Welt und Zeit nicht stille stehn, daß ich selber mit ihr wandre, daß ich auf einer ewigen Wanderung begriffen bin. Ein Wasser rauscht als verlorene Melodie der Erde. Sie predigt Vergänglichkeit. Da rasselt irgendwo eine Kette und beglückwünscht mich, daß ich noch da

bin. An meine Seite hüpfet der Allerweltsmusikant, der Wind. Aus jeder Pappel macht er eine Harfe, aus jedem grünen Laden eine Trommel, den Kirchturm zum Tanzboden, auf dem sich der Wetterhahn dreht. Der nahe Wald wird unter seiner Führung zum Orchester, das weithinschallend braust und rauscht, das Kornfeld zum wogenden See, der See zum Tummelplatz der weißen Gluten. Wer sich rühren kann, schwenkt dem Winde ein Federlein zu, ohne Unterschied.

Ohne Unterschied! Das ist's. Wir sind alle eins, Töne einer Harmonie, Glieder einer großen Erd- und Himmelsgemeinschaft. Ich fühle mich verwandt dem Baum, der Rose am Hag, dem Ackerfeld und dem Schmetterling, der darüber flattert. Wie eine höfe, versunkene Geschichte kommt mir die Welt vor, mit der ich mich gestern geplagt habe. Ja, die Menschen! Soll ich morgen den Kampf wieder mit ihnen aufnehmen? Gewiß! Ich habe wieder Mut gewonnen. Denn hinter mir stehen alle meine Freunde: die Sonne, der Wind, die Felder und Wälder und Wolken.

Genesung.

Von Maria Dutli-Mutishäuser.

Auf die unzähligen Balkone des großen Berg-hotels im Bündnerlande schien die Sonne.

Sie brachte den ersten Gruß über die weißen Berge. Es glomm und leuchtete an den Schneehängen, und das Licht drang bis in die tiefsten Täler, wo aus dem Schnee die Kiefern ragten.

Cornelia sah die Schönheit des Wintermorgens, aber ihre Seele freute sich nicht daran. Was nützt all' dies Leuchten und Brangen, wenn der Arzt so wenig von Besserung spürte? „Sie müssen mithelfen,“ hatte er gestern gesagt. „Wenn Sie den Willen haben, gesund zu werden, so hilft das viel!“

Ja, leben wollen!

Cornelia lachte bitter auf, daß die Vöglein auf dem Gefsim's erschrocken davonsflogen. Gesund werden! Wenn es vor einem Jahre gewesen wäre, dann! Aber dieses Jahr, das sie krank gemacht hatte, es war auch schuld gewesen, daß sie den Willen zum Leben verlor. Dieses Leben hatte ihr Glück und Freude versprochen, strahlend wie dieser Januar morgen war es vor ihr gestanden, damals, als sie mit ihrem Bräutigam Hochzeit und Zukunft besprach. Dann kam der Tag, der ihr alle Lichter löschte, der ihr Lebensfreude und Lebensmut nahm. Ihr Ver-

lobter blieb bei einem Autounglück als Toter zurück, und mit seinem zerschundenen Körper glaubte Cornelia ihre Zukunft begraben. Es schien auch, als wenn sie bald den gleichen Weg gehen würde wie ihr Bräutigam; denn die Krankheit meldete sich mit trockenem Husten. Fast froh war Cornelia — für wen hatte sie auch leben wollen?

Doch sorgende Eltern brachten ihr Kind hinauf in die Bündner Berge. Sonne und Arzt sollten das junge Leben retten.

Cornelia ließ wohl die Sonne in vollen Strahlen in ihre Halle dringen — aber sie verschloß ihr Herz dem heilenden Segen, der Tag für Tag in tausend Wundern um sie her war. Statt sich der Berge und der herrlichen Umgebung zu freuen, ging sie im Geiste die traurigen Wege zurück, die sie vergangenes Jahr geschritten. Sie wollte nur rückwärts — nicht vorwärts schauen.

Der Tag wurde immer schöner. Lenzlich warm schien die Sonne und lockte hinaus. Wer immer konnte, ging den weißen Höhen entgegen, die Sonne noch tiefer und unmittelbarer in sich aufzunehmen.

So fand der alte Hausarzt am Nachmittage Cornelia einsam auf ihrem Stuhle liegen.